

Hanns Kerner

Wie viel Ordnung braucht der Sonntagsgottesdienst?

Ergebnisse zweier empirischer Untersuchungen.

Reden wir von Ordnung, so sehen wir eine geregelte Situation vor uns. Diese ist übersichtlich und – so sie nicht gestört wird – verlässlich. Das kommt daher, dass aus verschiedenen Teilen und Elementen etwas zu einem einheitlichen, auf Wiederholung angelegten Ganzen zusammengefügt wird und dann auch nur in einem festgelegten Rahmen Veränderbarkeit aufweist.

Reden wir vom Sonntagsgottesdienst, so bringen wir diesen heute nicht unbedingt sofort mit Ordnung in Verbindung, eher mit Freiheit. In unserem 1995 erschienenen Evangelischen Gesangbuch für Bayern finden wir nicht wie in den alten Gesangbüchern Gottesdienstordnungen, sondern Grundformen. Das signalisiert Flexibilität innerhalb eines gesteckten Rahmens. Die Fachleute reden mit Frieder Schulz von der „schmiegsamen Liturgie“ in einer festgelegten Struktur.

Diese Abkehr vom Ordnungsbegriff ist Programm. Der bisherige Wechsel von Ordinarius- und Propriumsstücken wird als unzureichend markiert. Der Gottesdienst soll offen sein für Akzentsetzungen, für Neues und Neuerungen, für Veränderung und „Modernes“. Unsere Fragestellung ist zuerst einmal, ob dies dem Gros derer, die am Sonntagvormittag zum Gottesdienst gehen, gerecht wird.

Bevor wir unserer Fragestellung im engeren Sinn nachgehen, noch zwei Vorbemerkungen:

Vorbemerkungen

Ausgangspunkt der Überlegungen sind zwei zusammenhängende Forschungsprojekte, die das Nürnberger Gottesdienst-Institut veranlasst, begleitet und ausgewertet hat. Da ist zum einen eine qualitative empirische Untersuchung, die am Lehrstuhl für religiöse Gegenwarts-kultur an der Universität Bayreuth unter Leitung von Prof. Dr. Christoph Bochinger durchgeführt wurde. Unter dem Titel „Rituale, Sinnggebung und Lebensgestaltung in der modernen Welt“ wurden 54 evangelisch Getaufte in Bayern in sechs ausgewählten Gemeinden in

den unterschiedlichsten Regionen interviewt. Sie erzählen dabei viel von ihren Einstellungen zum Gottesdienst, zu ihrem Teilnahmeverhalten, ihren Vorlieben und Ablehnungen.¹

Auf den Ergebnissen dieser Studie aufbauend wurde zur Kontrolle und Weiterführung durch die Gesellschaft für Markt-, Konsum- und Absatzforschung (GfK), Nürnberg, eine repräsentative quantitative Umfrage ebenfalls unter evangelisch Getauften durchgeführt. Diese hat in hohem Maße die Ergebnisse der qualitativen Bayreuther Untersuchung bestätigt, zusätzlich aber auch neue Erkenntnisse geliefert. Im Folgenden wird von der Bayreuther² bzw. von der GfK-Studie geredet.

Zudem muss noch ein kurzer Blick auf Gottesdienste in neuen bzw. offenen Formen geworfen werden. In unserer qualitativen empirischen Untersuchung unter evangelisch Getauften in Bayern wurde ersichtlich, dass wir es im Blick auf den Gottesdienst mit drei Gruppen zu tun haben.

Das Gros der Befragten bevorzugt den Gottesdienst in seinen Traditionsformen, eine weitere große Gruppe lehnt diesen aber als für sie unangemessene Form ab und beschreibt andere Feierformen, die für sie wichtig sind. Sie möchten zumeist etwas ganz anderes, wegkommen vom „Pauschalangebot“ am Sonntagvormittag, sich absetzen von der verstaubten „One-Man-Show“. In vielen Äußerungen aus diesem Personenkreis wird deutlich, dass ihre bevorzugte Gottesdienstform geradezu vom Kontrast zum Sonntagvormittagsgottesdienst lebt. Auch dies ist für unsere weitere Betrachtung wichtig, da man sich auf Dauer nur von etwas absetzen kann, was real als spezifische Form bzw. Ordnung erkennbar ist und praktiziert wird. Der geordnete Sonntagsgottesdienst stellt also in vielen Fällen eine Gegenfolie für die offenen bzw. neuen Formen dar.

Die dritte, kleine Gruppe, die Tradition und Neues miteinander verbinden möchte und sich vorwiegend aus Hauptamtlichen und hoch engagierten Ehrenamtlichen zusammensetzt, wird hier noch ausgeblendet.

¹ Vgl. zum Forschungsdesign J. MARTIN, *Mensch – Alltag – Gottesdienst. Bedürfnisse, Rituale und Bedeutungszuschreibungen evangelisch Getaufter in Bayern*, Berlin 2007, 25-36.

² Vgl. zum Folgenden die vom Gottesdienst-Institut Nürnberg herausgegebenen Hefte mit den praktisch-theologischen Auswertungen: H. KERNER, *Die Predigt*, Nürnberg 2007; DERS., *Der Gottesdienst*, Nürnberg 2007; DERS., *Die Kirchenmusik*, Nürnberg 2007; bei Zitaten aus den Interviews werden immer die Interviewnummern mit den entsprechenden Seitenzahlen angegeben. Vgl. auch DERS.: *Lebensraum Kirchenraum. Wahrnehmungen aus einer neuen Untersuchung unter evangelisch Getauften*, in: DERS. (Hg.), *Lebensraum Kirchenraum. Das Heilige und das Profane*, Leipzig 2008, 7-15.

Faktoren, die nach einer klaren Gottesdienstordnung rufen

Regelmäßiger und sporadischer Gottesdienstbesuch

In unserer qualitativen Untersuchung ist aufgefallen, dass Pfarrerinnen und Pfarrer sagen: „Am Sonntagvormittag kommen doch immer dieselben Leute.“ Manche ordnen deshalb den Sonntagvormittagsgottesdienst als Zielgruppengottesdienst oder als milieuspezifischen Gottesdienst ein. Dagegen findet sich bei Kirchenmusikern die Aussage: „Am Sonntagvormittag kommen immer andere Leute.“ Betrachtet man die Aussagen derjenigen Befragten, die von sich sagen, dass sie Gottesdienste besuchen, so wird deutlich, dass der regelmäßige Gottesdienstbesucher eher die Ausnahme ist und dass wir es mit vielen Menschen zu tun haben, die nur dann in den Gottesdienst gehen, wenn sie wirklich das Bedürfnis danach haben. Und das ist bei den meisten eher selten.

Bei der repräsentativen quantitativen empirischen Untersuchung durch die GfK Nürnberg wird zwar wieder einmal deutlich, dass die Befragten die Häufigkeit ihres Kirchgangs überschätzen, sonst wären die Kirchen sehr viel voller, aber es wird ebenso deutlich, dass das Gros der Befragten, nämlich mehr als 90% der Kirchenmitglieder³, die überhaupt dorthin gehen, den Sonntagvormittagsgottesdienst unregelmäßig und sporadisch besuchen.

Auf diesem Hintergrund erweist sich die Meinung, dass am Sonntagvormittag immer dieselben Leute kommen, als Fehleinschätzung, die hinsichtlich der Gottesdienstgestaltung weit reichende Konsequenzen hervorbringt.

Was bedeutet das für unsere Überlegungen? Zuerst einmal müssen wir fragen, ob unsere real existierenden Gottesdienste dem Rechnung tragen, dass die Mehrzahl der Gottesdienstbesucher nur sporadisch kommt. Unsere Gottesdienstkonzepte, zumindest seit der VELKD-Agende⁴ und nun besonders deutlich im Evangelischen Gottesdienstbuch⁵ und in den Grundformen in unserem Gesangbuch⁶ gehen vom

³ Von den Kirchenmitgliedern gaben 9,7% an, dass sie jeden oder fast jeden Sonntag in den Gottesdienst gehen, 19,9% ein- bis zweimal im Monat, 41,1% mehrmals im Jahr, 25,9% einmal oder seltener und 3,4 % nie.

⁴ Agende für evangelisch-lutherische Kirchen und Gemeinden, Bd. 1: Der Hauptgottesdienst mit Predigt und Heiligem Abendmahl und die sonstigen Predigt- und Abendmahlsgottesdienste, Ausgabe Bayern, Berlin 1957 [1959].

⁵ Evangelisches Gottesdienstbuch, Agende für die Evangelische Kirche der Union und für die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands, Berlin/Bielefeld/Hannover 1999.

regelmäßigen Gottesdienstbesucher aus. Wie sonst soll jemand beispielsweise die anspruchsvollen Introiten mitsingen können? Und wie soll jemand erkennen, dass an dem Sonntag, zu dem er gerade einmal wieder in den Gottesdienst geht, eine gegenüber dem vorausgegangenen Sonntag vielleicht sogar sinnvolle Variation des Eingangsteils gewählt wurde? Was der regelmäßige Gottesdienstbesucher – vielleicht dankbar – als Variation und Abwechslung empfindet, das ist für den sporadischen Gottesdienstbesucher nur anders. Er findet sich nicht zurecht und ärgert sich, dass er nicht weiß, was jetzt dran ist. Er kann sich nicht ins Vertraute hineinbegeben. Seine Enttäuschung kann nach unserer Untersuchung so weit gehen, dass er sagt: In *diese* Kirche gehe ich nicht mehr.

Deutlich wird, dass es scheinbar nicht reicht, künstliche Konstanten einzuführen, die mit den Maßeinheiten Struktur oder Grundformen arbeiten. Die Wiedererkennbarkeit, die Orientierung und der aktive Mitvollzug machen sich in den Aussagen der Interviewten stets an der materialen Gestalt der liturgischen Elemente fest. Eine erste Strophe von „Allein Gott in der Höh sei Ehr“ wird beispielsweise als zur Liturgie gehörig empfunden, Varianten der Gloriestrophe, ja bereits die Strophen 2 bis 4 desselben Liedes dagegen zumeist als etwas anderes, als Fremdkörper.

Die Frage, die sich hier stellt, lautet: Wie kann eine Ordnung aussehen, die sowohl den regelmäßigen wie den sporadischen Kirchgänger in gleicher Weise in den Blick nimmt?

„Mein Gottesdienst“

Interessanterweise reden Menschen in den qualitativen Interviews häufig von „meinem“ Gottesdienst. Dies ist unabhängig davon, ob sie einen Gottesdienst in der Traditionsform bevorzugen oder eine offene bzw. neue Gottesdienstform. Stets sind ihnen die Kommunikationsformen, die räumlichen Gegebenheiten, die Art und Form der gottesdienstlichen Elemente, die Musik, das Licht und vieles jeweils Spezifische wichtig. Das alles setzt sich dann zu einem Ganzen zusammen, das sie genau so erleben wollen, um „ihren“ Gottesdienst so feiern zu können, wie sie das möchten.

Genauso reden aber auch viele Pfarrerinnen und Pfarrer von „ihrem“ Gottesdienst und meinen damit den Gottesdienst, so, wie sie ihn gestal-

⁶ Evangelisches Gesangbuch. Ausgabe für die evangelisch-lutherischen Kirchen in Bayern und Thüringen, München [1995].

ten, so, wie sie es für richtig halten. Es ist ihre Theologie und Ästhetik, die für die Auswahl oder Formulierung der Eingangssequenz, der Gebete, der Bibelübersetzung für die Lesungen oder der Segensformel ausschlaggebend ist. Es ist ihre theologische Prägung und ihr Musikgeschmack, der die Auswahl der Lieder bestimmt, ihre Handschrift soll den Gottesdienst prägen: „Mein Gottesdienst“!⁷

So stellt sich nun die Frage: Wie kommt man zu einer Regelung für den Sonntagsgottesdienst, in dem es nicht zu einem Konflikt zwischen den beiden Parteien kommt, die jeweils „ihren Gottesdienst“ feiern wollen?

Wessen Gottesdienst ist es? Gehen wir einmal mit vielen Theorien davon aus, es sei der Gottesdienst der Gemeinde, und betrachten noch einmal einige Interviews. Dabei konzentrieren wir uns wieder auf diejenigen, die den Sonntagvormittagsgottesdienst bevorzugen. Dort wird beschrieben, was den Gottesdienst zu „meinem“ Gottesdienst macht. Da ist zuerst das Mitvollziehenkönnen des Vertrauten. Die Lieder sollen bekannt sein, sie sollen von der Orgel nicht zu hoch begleitet werden, man will mitsingen können. Die Orgel soll das Singen unterstützen und einen nicht durch kunstvolle Improvisation aus dem Takt und der Melodie herauskatapultieren. Es wird ein Gemeinschaftsgefühl beschrieben, das sich einstellt, weil man zusammen singt und betet, weil man sich gemeinsam zumeist nach vorne ausrichtet, weil man gemeinsam aufsteht und sich gemeinsam wieder setzt. Es ist wichtig, das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis zusammen zu sprechen. Wo man eigene Anliegen vor Gott bringen will, will man das in der Stille tun.

Fasst man das alles zusammen, so gehört zu „meinem“ Gottesdienst für das Gros der Sonntagvormittagskirchgänger, dass ein klarer, sofort mitvollziehbarer Ritus unabdingbar und das Einstimmenkönnen in das Vertraute entscheidend sind. In diesem Zusammenhang ist die Beobachtung wichtig, dass erstaunlich viele Befragte berichten, dass sie gerne in katholische Gottesdienste gehen, und zwar mit der Begründung, dass sie wissen, was sie dort erwartet. So legt es sich nahe, die Bedeutung der festgelegten Liturgie noch einmal genauer anzuschauen.

⁷ J. MARTIN findet es auffallend, dass sämtliche interviewten Pfarrerrinnen und Pfarrer „ausführlich und genau über ihre eigenen Ansprüche an die Gestaltung der Gottesdienste sprechen, sie also genau wissen, worauf es ihnen im Gottesdienst ankommt.“ (Mensch, 159)

Ritual und Liturgie

Die Bedeutung des Rituals

In den Interviews reden Befragte davon, dass ihnen das „Ritual der Kirche“⁸ wichtig ist. Eine Befragte sagt: „Ich verstehe den Gottesdienst als gesamt und würdig, als Ritual, ... wo ich auch ganz wild dahinter her bin, dass es auch dieses Ritual sein darf.“ In dieselbe Richtung gehen Erzählungen von Gottesdienstbesuchen in fremden Kirchen, bei denen man mit der Liturgie nicht zurechtgekommen ist. Hier wird dann gefordert: Die Gottesdienstordnung sollte konsequent eingehalten werden.⁹

Fragen wir noch, warum manche Menschen so versessen darauf sind, den Gottesdienst in einer ganz bestimmten Form zu feiern, die eine immer wiederkehrende Ausformung erfährt. So sagt eine Frau: „An was ich zuerst denke beim Wort Ritual, diese Abläufe, Liturgie und so was, das, mein Gott, also, ich finde es schön und irgendwie auch wohnlich sozusagen, dass es so etwas gibt, das ist irgendwie angenehm.“ Ein anderer äußert sich so: „Die Predigt ist umgeben von dem ganzen liturgischen Ablauf, der einem dieses ... Zurück-zu-sich-selbst-Finden ermöglicht und ... man ... hat nichts weiter zu tun als ... abzuschalten oder mitzudenken, mitzufühlen; ich bin trotzdem dann im Geschehen, wenn meine Gedanken abirren.“ (E33,592–599) Die Liturgie gibt Freiraum bei gleichzeitig empfundener innerer Beteiligung. Dabei macht es nichts, wenn von ihr „nichts hängen bleibt.“ (E25,244) Die Liturgie schenkt Raum, innere Freiheit im Gottesdienst zu leben. So wird zum Gebet geäußert: „Ob ich jetzt nun wirklich intensiv da mitbete oder das nun genauso nehme, wie das jetzt vorgebetet wird, spielt keine Rolle. ... Man ist ja oft so unruhig über irgendetwas und sagt da: Ich kann mich jetzt da einmal versuchen, ein bisschen zurückzunehmen und einmal [die] Augen [zu] schließen und einfach einmal Ruhe zu geben.“ (E33,585–587)¹⁰ Bedeutsam für das Zur-Ruhe-Kommen ist eine „gewisse Monotonie“ der Liturgie. (E7,291) Als Beispiele werden die Wiederholung derselben Verse (bei Kyrierufen) oder der immer gleiche Ablauf genannt. Dabei ist wichtig, dass es

⁸ H. KERNER. Der Gottesdienst, a. a. O., 14.

⁹ Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass einige von Gottesdienstbesuchen im Ausland erzählen. Die Eindrücke aus diesen Gottesdiensten sind stets positiv, und es wird berichtet, dass man dort „mitgekommen“ ist.

¹⁰ Das Gebet hilft, „um zu sich, um zu seinem Inneren und ... zu[r] ... Ruhe“ zu kommen. (E33,583-585)

„dieser genaue rituelle Ablauf“ ist, der „etwas Beruhigendes“ hat. (E7,288)¹¹ Für dieses Ritenempfinden ist es wichtig, dass immer exakt dieselbe Liturgie vollzogen wird.¹² Eine Befragte bezeichnet die Liturgie als Rahmen, und der muss gleich bleiben. Wichtig ist, dass die Liturgie einfach abläuft: „Wenn man so im Gottesdienst sitzt und ist vielleicht gerade ein bisschen müde, und das läuft halt einfach so vorbei, ... das ist immer so blubblubblub, läuft einfach so vorbei und man weiß vielleicht gar nicht mehr, ob es schon dran war oder nicht.“ (N4,431)

Insgesamt wird also die Funktion der Liturgie als stabilisierend, orientierend und gleichzeitig Freiheit gebend beschrieben. Interessant ist, dass bei der GfK-Untersuchung die Aussage „Wenn ich in den Gottesdienst gehe, dann möchte ich etwas Vertrautes und mich nicht ständig auf Neuerungen einstellen müssen“ von denjenigen, die den Sonntagvormittagsgottesdienst bevorzugen, und denen, die lieber in andere Gottesdienste gehen, völlig anders bewertet wird. Nur knapp 25% der Sonntagvormittagskirchgänger stimmen dieser Aussage nicht zu. Bei denen, die andere Gottesdienstformen bevorzugen, geben noch nicht einmal 25% dieser Aussage eine Zustimmung.¹³ Hier haben wir also ein diametral entgegengesetztes Bedürfnis nach Vertrautem bzw. Neuem. Zudem wird deutlich, dass es vor allem die über 60jährigen sind, die das Vertraute erwarten und schätzen, die zweitgrößte Gruppe, die dies wünscht, sind aber die 20–29-Jährigen.¹⁴ Es wäre trotz der hohen Zahl von über 60-Jährigen, die nach Konstanz rufen, vorschnell, angesichts der sonst beschriebenen Ritenbedürftigkeit der meisten Interviewten den Wunsch nach einer konstanten Liturgie als Alterserscheinung abzutun.

¹¹ „Rituale ... sind ja Gewohnheit; ... dieser genaue rituelle Ablauf hat ja auch etwas ... Beruhigendes. ... man weiß, wie der Ablauf ist, was kommt, schaltet auch einmal ab, man muss nicht immer dabei sein. Es hat etwas ... was Beruhigendes“; ... es hat ja auch etwas mit ... zur Ruhe kommen zu tun, durch diesen Gesang, das Monotone, also dass man zur Ruhe kommt. Immer wieder, so wiederholt, bestimmte Verse.“ (E7,289-293)

¹² „Und dann finde ich auch zum Beispiel immer so die eingefahrenen Gesänge, die halt immer wieder sich ... ein gewisses Ritual ... gehört eben einfach dazu, muss auch sein. ... Man kann das jetzt nicht ganz alles revolutionieren, das wäre auch nicht richtig, nicht?“ (E31,262-264)

¹³ Auf der Fünferskala von „stimme voll zu“ bis „stimme gar nicht zu“ votieren bei den Sonntagvormittagskirchgängern: 33,1%; 20,0%; 21,5%; 17,1%; 8,4%; bei denen, die andere Gottesdienstformen bevorzugen sind das: 9,3%; 16,7%; 24%; 26,4%; 23,6%.

¹⁴ Bei den über 60-Jährigen sind es 68%, die der Aussage zustimmen, bei den 20-29-Jährigen 38,4%. Zum Vergleich: Bei den 30-39-Jährigen sind es nur 17%.

Probleme mit der Durchbrechung des Rituals

Vieles, was Pfarrerinnen und Pfarrer für „ihren“ Gottesdienst für wünschenswert und nötig halten und deshalb auch so praktizieren, prallt nun auf diese genannten konstitutiven Faktoren des als „mein“ Gottesdienst empfundenen, möglichst gleich bleibenden Gottesdienstes der Gemeinde. So berichten die Interviewten von zahlreichen Dingen, die sie als störend empfinden.

Da sind zum ersten Erklärungen. Viele Pfarrer und Pfarrerinnen gehen offensichtlich davon aus, dass der Gottesdienst, so, wie sie ihn am Sonntagvormittag feiern, nicht verständlich ist. So stellen sie vor liturgische Stücke oder Bibeltexte erläuternde und Sinn vorgebende Sätze. Sie geben der Gemeinde intellektuell die Richtung vor, wie das entsprechende gottesdienstliche Element oder der entsprechende gottesdienstliche Teil zu verstehen ist. Dies scheint nun aber auf ein Ritenempfinden zu stoßen, bei dem nicht alles erklärt werden muss. Vielmehr lassen sich die Gottesdienstfeiernden auf das liturgische Geschehen ein und deuten es selbst. Die Lenkung der Gedanken wird so zur Störung. Das heißt einmal holzschnittartig zugespitzt: Während die Gottesdienstgemeinde die Handlung in eigener Deutungshoheit und eigenen Interpretationen des Geschehens mit vollziehen will, sich also auf das rituelle Geschehen einlässt, wird auf Pfarrerseite der Ritus durchbrochen. Hier wird der Ritus als ungenügend und unverständlich eingeordnet und deshalb Deutungen vorgezogen. Von der Gemeinde her wird die Kommunikation des Evangeliums aber mindestens ebenso durch Handlungen wie durch Worte wahrgenommen.

In diesen Zusammenhang des pädagogischen Handelns von Seiten der Durchführenden gehören auch das Einüben von Liedern oder beispielsweise das Aufschreiben von Gebeten. Interviewte, die dies nicht leiden können, machen deutlich, dass sie nicht in die Schule, sondern in einen Gottesdienst gehen.¹⁵

Ein zweiter Bereich, der angesprochen wird, ist eine andere Form der Durchbrechung des Rituals. Befragte bezeichnen ihn mit „Einlagen“. Anhand eines ganz harmlosen Beispiels soll deutlich gemacht werden, dass sehr vieles, was von denen, die es in den Gottesdienst eintragen, als Bereicherung und Abwechslung gedacht ist, ein Problem darstellen kann. In einem Fall wird von einer Gesangseinlage erzählt. Sie hat der

¹⁵ Bei der GfK-Befragung stimmten nur knapp 25% der Sonntagvormittagskirchgänger der Aussage „Ich komme in den Gottesdienst, um Ruhe zu finden, und möchte nicht dauernd etwas machen müssen“ nicht zu.

Befragten nicht gefallen und ihr – wie sie betont – den ganzen Gottesdienst verdorben. Da die Geschmäcker bekanntlich verschieden sind, bergen den Ritus durchbrechende Einschübe, die gut gemeint, aber nicht gut gemacht sind, ein hohes Frustrierungspotential für die Gemeinde.¹⁶

Ein dritter Bereich hängt sehr stark mit dem Problem von Nähe und Distanz zusammen. Pfarrerinnen und Pfarrer wollen in hohem Maße Nähe schaffen. Sie versuchen das oft schon in der Begrüßung, und das kann sich dann bis zur Interaktion steigern. Auf der anderen Seite ist bei der Mehrzahl der Sonntagvormittagsbesucher ein hohes Bedürfnis nach Distanz festzustellen, das im Extremfall so weit gehen kann, dass man am liebsten noch nicht einmal erkannt würde und sich deshalb, falls vorhanden, hinter eine Säule setzt. Es sieht so aus, als könnten manche Pfarrerinnen und Pfarrer Distanzbedürfnisse nicht akzeptieren.

Am Beispiel des Friedensgrußes, der in vielen Gemeinden Bestandteil des Ritus ist, soll diese Problematik vertieft werden. Wir haben Befragte, die dies als Zwangshandlung verstehen, wenn sie aufgefordert werden, einander die Hände zu reichen; oft ist es auch nur ein tiefes Unbehagen, das in diesem Zusammenhang artikuliert wird. So sagt beispielsweise eine Befragte: „Ich schalte immer ab, wenn es darum geht, seinem Banknachbarn die Hand zu geben und ‚Friede sei mit dir‘ zu wünschen. Das kann ich einfach nicht. Also, das ist mir so fern und das will ich irgendwie nicht. Ich mache es dann zwar manchmal trotzdem, aber wenn mir dann jemand die Hand gibt, dann merke ich dann bei mir, das ist jetzt nicht unbedingt aufrichtig. Ich kann das nicht zu jemandem Wildfremden sagen. Na, ich mache es halt, weil man es in der Kirche scheinbar so macht. Aber das gefällt mir einfach überhaupt nicht. ... Dabei bin ich total offen, aber wenn ich es will. Es ist etwas Aufgesetztes daran, aber ich schaffe es trotzdem nicht, mich zu wehren und zu sagen: Das mache ich nicht.“ (E38,473) Bei der GfK-Untersuchung haben wir folgende Aussage bewerten lassen: „Ich finde es unangenehm, anderen im Gottesdienst auf Kommando die Hand geben zu müssen.“ Dabei liegt die Zustimmung bei weit über 50%, nur 26,2% der Befragten haben damit scheinbar keine Probleme. Während sich hier in Bezug auf Alter und Geschlecht keine signifikanten Unterschiede unter den Befragten abzeichnen, ist die Häufigkeit des Gottesdienstbesuchs genauer zu betrachten. Hier stellen wir nämlich fest: Je häufiger die Befragten den Sonntagvormittagsgottesdienst besuchen, umso weniger haben sie Probleme damit, der Nachbarin

¹⁶ In diesen Bereich fallen auch Meditationen, die im Gottesdienst angeleitet werden.

oder dem Nachbarn beim Friedensgruß die Hand zu reichen. Je seltener sie kommen, umso größer ist die Abneigung gegen diesen Akt. Es wird also deutlich, dass für Menschen, die den Friedensgruß als Teil des Ritus häufig praktizieren und bei denen auch eine höhere Vertrautheit mit anderen Gottesdienstbesuchern vorhanden ist, diese Form der Interaktion auf weniger Widerstand trifft. Das Gros der Gottesdienstbesucher würde ihn aber lieber nicht vollziehen müssen.

Betrachtet man die als störend beschriebenen Sachverhalte insgesamt, so wird deutlich, dass Durchbrechungen des Ritus und des Distanzbedürfnisses für viele Gottesdienstbesucher ein erhebliches Problem darstellen. Die von Pfarrerinnen und Pfarrern gut gemeinten Veränderungen des Gewohntens führen dazu, dass Gemeindeglieder den Gottesdienst nicht mehr als „ihren“ Gottesdienst erleben.

Diese Wechselbeziehung soll anhand eines Beispiels exemplarisch noch etwas näher beleuchtet werden. Dazu betrachten wir Aussagen zum Gebet. Wir haben festgestellt, dass Menschen im Gottesdienst in erster Linie für sich oder ihre nahen Angehörigen bzw. ihr nächstes soziales Umfeld beten. Wie bei allen anderen Teilen des Gottesdienstes berichten einige Interviewte davon, dass sie bei Gebeten oft nicht das Gebet der Pfarrerin oder des Pfarrers mitbeten, sondern mit ihren Gedanken ganz woanders sind. Bei der Kontrolluntersuchung der GfK stimmen 34,2% der Befragten der Aussage zu: „Bei den Fürbitten höre ich oft nicht zu“, 42,6% stimmen dem nicht zu. Dabei fällt es denen, die häufiger in den Gottesdienst gehen, offensichtlich sehr viel leichter, die Fürbitten mit zu vollziehen, als denen, die sehr selten kommen.¹⁷ Dagegen sind gemeinsam gesprochene Gebete wie das Vaterunser von extrem hoher Wichtigkeit für die Befragten. Auch hier ist allerdings wieder ein signifikanter Unterschied zwischen häufigen und seltenen Kirchgängern zu beobachten. Zu der Aussage „Das gemeinsam gesprochene Vaterunser ist mir sehr wichtig“ geben 97,4% der Gottesdienstbesucher, die jeden oder fast jeden Sonntag in die Kirche gehen, ihre Zustimmung, bei denen, die nur einmal oder seltener im Jahr gehen, stimmen nur 57,4% zu. Völlig unabhängig davon, wie oft der Gottesdienst besucht wird, wünschen sich mehr als 40% derjenigen, die von sich sagen, dass sie in Gottesdienste gehen, mehr Raum für die eigenen Gebetsanliegen.

¹⁷ Während es bei denen, die jeden oder fast jeden Sonntag in den Gottesdienst gehen, 23,1% sind, die sagen, dass sie bei den Fürbitten oft nicht zuhören, und sich 66,7% dagegen verwehren, sind es bei denen, die sich einmal oder seltener im Jahr aufmachen, 44,3%, die sagen, dass sie bei den Fürbitten oft nicht zuhören, nur 23,4% verwehren sich dagegen.

Hier wird deutlich: gemeinsam gesprochene Gebete sind für die Kirchgänger von hoher Bedeutung; die Gebete dagegen, die Pfarrerinnen und Pfarrer alleine sprechen, werden sehr unterschiedlich und von vielen Faktoren abhängig mit vollzogen oder nicht. Der Raum, der von Pfarrerinnen und Pfarrern gelassen wird, um die eigenen Gebetsanliegen in der Stille vor Gott zu bringen, wird von sehr vielen als zu gering angesehen. Was „meinen“ Gottesdienst ausmacht, sind also primär die gemeinsam gesprochenen geprägten Gebete und das private Gebet an irgendeiner Stelle.

Betrachten wir dazu nun die Interviews von Pfarrerinnen und Pfarrern. Hier haben wir verständlicherweise eine Konzentration auf von diesen gesprochenen Gebete. Schauen wir auf einen Pfarrer, der nicht untypisch erscheint. Er liest Gebete, bevor er sie auswählt. Er sucht sie nach inhaltlichen, aber auch nach ästhetischen Kriterien aus, gelegentlich schreibt er sie auch selbst. Er geht ganz selbstverständlich davon aus, dass das Ergebnis besser ist als ein Gebet aus der Agende oder unserem blauen Ringbuch. Nicht ersichtlich wird, nach welchen Kriterien die Auswahl erfolgt. Ganz deutlich aber wird: Der Pfarrer ist fest davon überzeugt, dass das, was er herausucht oder produziert, besser ist als das von der Tradition Vorgegebene. Letztlich sind es also „seine“ Gebete für „seinen“ Gottesdienst. Sie passen in seinen „roten Faden“ oder was immer er für Gestaltungskonzepte hat. Zwangsläufig bedeutet das eine Individualisierung des gottesdienstlichen Gebets. Es ist höchstens zufällig auch Gebet der Kirche, zuerst ist es das Gebet von Pfarrer X.

Wenn ich die Lage richtig einschätze, wird sich kaum eine Pfarrerin oder ein Pfarrer davon abbringen lassen, zu meinen, dass ihre bzw. seine Bearbeitung oder Erstellung von Gebeten zum für die Gemeinde bestmöglichen Erfolg führt. Wie kommen wir dann aber zu einem Ergebnis, dass dieses „mein“ Gottesdienst auf beiden Seiten zu einer weitgehenden Deckung bringt?

Der „andere“ Gottesdienst

Weil es, wie zu Beginn kurz angerissen, viele Menschen gibt, die andere Formen des Gottesdienstes als die Traditionsform am Sonntagvormittag bevorzugen, auch ein kurzer Blick darauf. Nach der GfK-Befragung sind es immerhin 39,5% der Befragten, die etwas anderes wollen als das, was ihnen in einer Traditionsform am Sonntagvormittag begegnet. Hier teilen viele Befragte das „Ich möchte meinen Gottes-

dienst feiern“. Nur: was sie wollen, steht oft im völligen Kontrast zu dem, was ein Gottesdienst in seiner Grundform bietet. Wird beispielsweise Ruhe gesucht, so findet man diese nicht im Einschwingen in die Liturgie, sondern durch meditative Phasen bis hin zur angeleiteten Meditation. Durchwegs haben wir es mit in anderer Weise partizipatorischen Kommunikationsformen zu tun als beim Regelgottesdienst. Hier werden der Glaube und das Evangelium miteinander geteilt. Andere Musikstile und neue Lieder haben dort ihren Ort. Der Gottesdienstraum wird oft als unangemessen für die Feierform gesehen und umgestaltet, oder man wandert aus ihm aus. Eine Interaktion, bei der man beispielsweise den Friedensgruß annimmt, wird dort geschätzt, wo man im vertrauten Kreis miteinander feiert. Überhaupt wird im vertrauten Kreis, in der Gruppe Gleichgesinnter und Gleichaltriger, am liebsten Gottesdienst gefeiert. Pfarrerinnen und Pfarrer haben in diesen Gottesdiensten oft keine zentrale Rolle, oder aber es wird so empfunden, als ob sie diese nicht einnehmen müssten. Wir haben es hier also in der Regel mit zielgruppen- und milieuspezifischen Gottesdiensten zu tun, die zumeist auch gar nicht den Anspruch erheben, Gottesdienste für alle zu sein. Vieles von dem, was in diesen Gottesdiensten geschätzt wird, steht im klaren Gegensatz zu dem „Normalprogramm“ des Sonntagvormittagsgottesdienstes und hat zum Teil auch seinen Reiz durch den Kontrast zu diesem.

Der dritte Weg als Problemanzeige

Nun haben wir festgestellt, dass es ein Phänomen der Hauptamtlichen – allen voran viele Pfarrerinnen und Pfarrer – und von hochengagierten Ehrenamtlichen ist, dass sie die traditionellen und die neueren Gottesdienstformen zusammenbringen wollen. Obwohl wir bei den Pfarrerinnen und Pfarrern jeweils eine klare Bevorzugung eines Gottesdiensttypus haben, wenn sie selbst in einen Gottesdienst gehen, halten sie es für richtig, für die anderen Mischformen zu bilden. Neues soll organisch im traditionsgeprägten Gottesdienst seinen Ort finden, und wertvolles Traditionsgut soll bei offenen Gottesdienstformen nicht fehlen. Das ist keine neue Erfindung, sondern kirchliche Strategie seit den 70er-Jahren. Diese Versuche der Verknüpfung von Alt und Neu haben im Evangelischen Gottesdienstbuch einen prominenten Niederschlag gefunden. Nur: nach unserem empirischen Befund will das so gut wie niemand. Für die einen ist ein mit modernen Versatzstücken aufgepeppter Traditionsgottesdienst immer noch derselbe „alte Käse“, für

die anderen das Traditionsgut in „ihrem“ Gottesdienst ein Fremdkörper. Und ist es nicht hoch erstaunlich, dass eine Reihe von Pfarrerinnen und Pfarrern, die am liebsten Gottesdienste in neuen Formen gestalten, dann, wenn sie selbst in den Gottesdienst gehen, gerne katholische Gottesdienste aufsuchen und das auch noch damit begründen, dass sie dann wissen, was sie erwartet?

Als wären nicht schon genug Probleme skizziert, gibt es nun auch noch Fakten aus dem Interviewmaterial, die zumindest auf den ersten Blick ganz deutlich für das Durchbrechen des Rituals respektive der feststehenden Ordnung sprechen.

Faktoren, die für das Durchbrechen von Gottesdienststörungen sprechen

In der GfK-Untersuchung lassen zwei Einstellungen von evangelisch Getauften aufhorchen. Zum einen findet die Aussage „Ich mag Gottesdienste, in denen viel Abwechslung ist“ eine sehr hohe Zustimmung. Dabei gibt es keine signifikanten Unterschiede zwischen Männern und Frauen, zwischen den verschiedenen Altersgruppen, zwischen Stadt und Land, zwischen verschiedenen Bildungsschichten und auch nicht zwischen denen, die den Sonntagsgottesdienst, und denen, die andere Gottesdienste bevorzugen. Dabei ist sogar entgegen aller Vermutungen die Bewertung „stimme voll und ganz zu“ bei den über 60-Jährigen mit 43,3% die höchste aller Altersgruppen, weitere 26,4% aus diesem Altersspektrum stimmen dem etwas zu.¹⁸ Abwechslung ist in unserer Kultur offensichtlich in so hohem Ansehen, dass von der breiten Mehrheit gesagt wird: Abwechslung ist gut. Ähnlich ist es mit dem modern sein. Egal, ob sie sich zu der Aussage verhalten sollen „Ich gehe am liebsten in moderne Gottesdienste“ oder zu dem Satz „Wir müssten sehr viel mehr moderne Lieder und Musik im Gottesdienst haben“, stets votiert die große Mehrheit positiv. Die Aussage „Ich mag keine modernen Instrumente im Gottesdienst“ findet nur bei 21% der Kirchgänger Zustimmung. Wir sehen, die in unserer Kultur derzeit hochgeschätzten Attribute modern und abwechslungsreich machen auch vor dem Gottesdienst nicht halt. Nun steht allerdings diese Einstellung bei vielen in Konkurrenz zum Handeln der Befragten. Denn immerhin 60,5% bevorzugen dann, wenn sie selber in den Gottesdienst gehen, den Gottesdienst in seiner Traditionsform.

¹⁸ Allerdings ist in dieser Altersgruppe auch die Ablehnung der Aussage am häufigsten.

Von diesen wiederum möchte die große Mehrzahl Vertrautes mit vollziehen und wenig Änderung. Diese immer wieder in den Untersuchungen auftauchende Widersprüchlichkeit zwischen Einstellungs- und Handlungsebene markiert eine zentrale Knacknuss, wenn man danach fragt, wie denn eine Lösung angesichts dieser Problemskizzen aussehen kann.

Ausblick

Die Konsequenzen aus dem Ausgeführten liegen auf sehr verschiedenen Ebenen. Zuerst einmal sind dabei die unmittelbar mit Gottesdienstordnungen verbundenen Fragestellungen zu betrachten. Völlig eindeutig ist, dass die Mehrzahl derer, die am Sonntagvormittag in den Gottesdienst gehen – und das ist wiederum die große Mehrzahl der Kirchgänger überhaupt, den Gottesdienst in einer vertrauten Liturgie feiern möchte. Dabei geht es um einen Wechsel von Ordinarius- und Propriumsstücken, die jeweils diesen Namen auch verdienen. Feststehende Stücke sollten demnach in der Regel nicht strukturell, sondern materialiter festgelegt werden, die variablen Stücke dagegen in großer Variationsbreite aufgestellt werden. Das bedeutet Rückkehr zu einer Ordnung, die einer lebendigen Tradition verpflichtet ist, und Abkehr von Struktur- und Grundformmodellen im Bereich des Sonntagvormittagsgottesdienstes.

Das primäre Feld für Variation und Modernität sind offene Gottesdienstformen zu einem anderen Zeitpunkt als dem Sonntagvormittag.

Zum anderen gibt es aber auch kirchliche und kulturelle Faktoren, die in unseren Überlegungen nicht ausgeblendet werden dürfen. So sprechen beispielsweise die Vertretungsmöglichkeiten in der Gottesdienstleitung durch Lektoren und Prädikanten in Zeiten des Pfarrstellenabbaus zusätzlich für eine Rückkehr zu Ordnungen für den Sonntagvormittagsgottesdienst. Es wäre aber nicht klug, mit einer solchen Arbeit zu beginnen, bevor nicht die Faktoren beachtet sind, die einer Akzeptanz von solchen Ordnungen nach unserer derzeitigen Momentaufnahme im Wege stehen. Damit sind wir bei kirchlich- wie gesellschaftlich-kulturellen Faktoren.

Gewinnt man nämlich die Pfarrerinnen und Pfarrer nicht, aus einem neuen Prozess der Erarbeitung von Ordnungen das Ergebnis als „ihren“ Gottesdienst zu sehen, nach dem sie diesen gerne leiten, kann man das Unternehmen gleich sterben lassen. Das heißt, das Ordinarium muss überzeugen und die Variabilität des Propriums ausreichen. Dazu

gehört auch, dass Pfarrerinnen und Pfarrer die ihnen dann verstärkt zukommende Rolle als ritueller Akteur auch annehmen und diese überzeugt und überzeugend ausfüllen.

Des Weiteren kann man Ordnungen, die als restaurativ und altertümlich angesehen und empfunden werden, in unserem derzeitigen kulturellen Umfeld nicht oder nur sehr schwer vermitteln. Das heißt, bei der derzeitigen Wertschätzung der Veränderung und des Modernen in unserer Kultur wird es ohne den Touch des Variablen und Modernen nicht gehen. Ein bisschen stehen wir hier vor der Quadratur des Kreises.